

Die Reisende [Fortsetzung]

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 50

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hans Lendorff, Basel: Bettelkinder.
(Klicke aus: „O mein Heimatland“, Verlag Dr. G. Bruner, Bern.)

Reserve-Lazarett D. II, 23. Dezember.

Lieber, liebster Georg!

Sie werden die Antwort schon am vierundzwanzigsten früh haben, und Sie werden sich sagen, daß dies nicht mein Kommen bedeutet. So ist es auch. Ich muß Ihnen ein kleines Erlebnis von heute erzählen, und dann werden Sie mich begreifen. Heute früh kommt eines von den wohlbekannten amtlichen Schreiben, die fast immer etwas Schweres melden, an Schneider. Mir war bange, da er von seiner dritten und für die nächsten sechs Monate letzten Operation sehr herunter ist. Ich mußte es ihm lesen: sein Bruder ist gefallen. Schneider sagte fast nichts dazu. Den ganzen Tag lag er meist mit geschlossenen Augen. Am Abend gehe ich noch einmal an sein Bett und fasse seine Hand. Er öffnet die Augen und bittet mich, ihm das Schreiben noch einmal zu lesen. Nachher sagt er leise: „Nun bin ich allein übrig.“ Nach und nach erzählt er mir in kurzen Sätzen mit seiner schwachen Stimme, daß der Bruder das einzige gewesen war,

was er an Familie besaß. Der Bruder war zehn Jahre jünger; dreizehnjährig wurde er Waise. Schneider hat sich um seine Erziehung bekümmert. „Ich hatte ihn fast immer unter den Augen,“ sagte er. Wie ich weggehen will, fragt er noch: „Ist morgen Weihnachten?“ Gerade diese kleine Frage kam mir so traurig vor, Georg, daß ich mich in dem Augenblick entschloß, nicht zu fahren. Sind Sie einverstanden mit mir?

Schneider ist einer von denen, wissen Sie, die wenig sagen und alles empfinden. Bei seiner sehr schmerzhaften Sache ist es nicht einerlei, wer ihn bedient. Und ich dachte daran, wie es in seiner Einsamkeit wirken müßte, wenn ihn morgen andere Hände anfassen würden und an dieser traurigen Weihnacht auch das einzige Wesen ihn verliese, zu dem er eine menschliche Beziehung hat.

Nun aber, Georg, hab' ich noch einen zweiten Entschluß gefaßt. Wenn ich morgen nicht komme — lange dauern wird es nicht mehr bis zum Wiedersehen. Meine Tage im Lazarett sind gezählt. Ich kann das lange Stehen nicht mehr mitmachen; das Adresssystem revoltiert. Ich spreche nach Neujahr mit dem Generalarzt; dann werden wir sehen, wann er Ersatz bekommen kann. Und wo ich dann zuerst hinfahre, das wissen Sie! Mag mich nachher die Bibliothek mit ihren Zettelkästen wieder in Empfang nehmen, Sonntags und Feiertags komme ich zu Ihnen — was sind zwei Stunden Schnellzug! Ich kann doch nicht mehr ganz ohne meine „Kinder“ sein! Und im Sommer, Georg, wenn Sie ins Bad müssen, da komme ich mit, da will ich Sie wieder pflegen, und wir wollen glücklich sein in „unserer“ Welt, wie damals, und mehr noch; denn wir wissen ja jetzt, daß der Kampf nur dem Kerker gilt, und das gibt Ruhe.

Morgen bin ich in Gedanken bei Ihnen. Ich weiß, Sie werden das Fest dem alten Papa leicht machen, der um Ihre Stimmung bangt.

Alles meine Liebe ist bei Ihnen. Ach, ich habe recht Sehnsucht, einmal wieder das liebe Haupt in den Arm zu fassen und zu wissen, daß er dort ausruht. Wie oft hielt ich es so, wenn Sie aßen und tranken oder die Müdigkeit im Nacken Sie quälte! (Uebrigens sind Sie davon hoffentlich befreit?) Damals konnten Ihnen meine Gedanken wohl tun — und heute? Schwester Nina.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reisende.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

Ausschluchzend ließ sie sich auf den nächsten Stuhl fallen. Aber zum Weinen, zum Wandern in Erinnerungen hatte sie ja keine Zeit. Es galt, seine Ware anpreisen; gerade jetzt war ja der Augenblick noch günstig. Vielleicht konnte man auf das Fest noch etwas brauchen. Sie reiste seit Wochen. Man hatte ihr immer gesagt, daß man entweder mit Festgeschenken schon versehen sei oder noch nicht darüber nachgedacht habe, was man schenken wolle.

Nur wenig, ganz wenig hatte sie verkauft. Der Geschäftsinhaber war unzufrieden mit ihr; bald würde sie ihre Anstellung verlieren. Was dann?

Langsam kleidete sie sich fertig an zum Ausgehen. Sie nahm ihre Koffer gleich mit. Sie würde ja heute nicht mehr hier schlafen. Was hier zu verkaufen möglich war, würde sie heute verkaufen. Und morgen —

Morgen?

Morgen war der 24. Dezember. Da mußte sie also nach Hause fahren.

Sie schauderte, als sie daran dachte, wie sie zurückkehren würde in ihre Wohnung, wo niemand sie erwartete, wo kein Licht angezündet, kein Feuer im Ofen angefaßt war.

„Bleiben Sie noch eine Nacht, Fräulein?“ fragte der Gastwirt, als sie unten im Saal ihr Frühstück bestellte. Sie verneinte.

Nach dem kargen Frühstück brach sie gleich auf.

Es ging sich schlecht in den verschneiten Straßen. Sie besaß keine Gummischuhe und die Nässe drang ihr rasch in die Stiefelchen. Sie fühlte sich durchdrungen von Kälte und Feuchtigkeit. Trotzdem schleppte sie ihre Koffer wieder von Haus zu Haus. An den meisten Orten machte man die Türe gleich wieder zu; man brauchte nichts, man war längst versehen. Gestickte Blusen mochte man überhaupt nicht leiden. Man kaufte nur fertige Blusen; diese abgepaßten Muster paßten gewöhnlich nicht. Sie sahen zwar so in der Hand sehr schön aus, aber verarbeitet nahmen sie sich unvorteilhaft aus. Ueberhaupt war jetzt die Zeit zum Einkaufen vorbei. Wenn sie vielleicht früher gekommen wäre —

Das waren so die Berichte, die sie erhielt, wenn sie nicht mit kurzem bestimmten Wort abgefertigt wurde.

Emanuel Edert saß in seinem warmen Bureau, an dem Bult, an dem er nun seit fünfzehn Jahren täglich saß. Er war der angesehene und geschätzte Prokurist eines bedeutenden Hauses. Er bezog ein ansehnliches Gehalt und war ein heimlich begehrter Junggeselle. Aber die Liebe schien sein Herz nicht zu berühren. Frauenreiz ließ ihn kalt. Er lebte sein regelmäßiges Junggesellenleben: war ein lebenswürdiger, gefälliger Mensch; man mochte ihn gern; aber niemand konnte sich rühmen, ihm näher zu stehen. Man wußte kaum etwas von seiner Lebensauffassung. Es dachte auch niemand darüber nach. Nur die Mütter heiratsfähiger Mädchen interessierten sich ernstlich für ihn. Die Mädchen selbst mühten sich nicht um seine Beachtung, denn er war nicht unterhaltend, nicht hübsch, nicht geheimnisvoll interessant; er fiel nach keiner Richtung auf. Sie und da an ihn verwendete heiße Blide bemerkte er nicht einmal. Als Arbeiter im Geschäft war er von einzig dastehender Zuverlässigkeit.

Heute saß er vor seinem Bult, und zum erstenmal hatte sich sein Ausdruck von Resignation etwas unter einem gespannten Zug verborgen. Seine Augen schweiften mehr als sonst zum Fenster hinaus.

Und plötzlich machte er einen heftigen Ruck auf seinem Stuhl.

Draußen auf der Straße, wo sich der am Morgen blütenreine Schnee schon in eine schmutzige bräunliche Masse verwandelt hatte, sah er eine Frauengestalt mühsam, offenbar erschöpft, sich fortbewegen. Sie trug in jeder Hand einen viereckigen Koffer. Ihr Rocksaum starrte vor Nässe. Der Filzhut war schiefgerutscht. Ihr Gang war durch die Last, die sie schleppte, schwerfällig wie der einer alten Frau.

Das Gesicht konnte er nicht sehen. Eine Haarsträhne, die unter dem Hut hervorgequollen war, bedeckte die ihm zugewandte Profilinie.



Emil Beermann, Basel: Erwartung.

(Stilische aus „O mein Heimatland“, Verlag Dr. G. Weimann, Bern.)

Emanuel Edert blickte auf die Uhr. Es war dreiviertel auf 12 Uhr. Noch nie hatte er sein Bureau vor der Zeit verlassen. Aber heute besann er sich keinen Augenblick. Er erhob sich, nahm Hut und Ueberzieher und ging mit kurzem Gruß an den in den anstoßenden Räumen beschäftigten Angestellten vorbei.

Es dauerte nicht lange, bis er die Reisende eingeholt hatte. Den Hut lüftend, trat er an sie heran:

„Darf ich Ihnen einen Ihrer Koffer tragen, mein Fräulein?“

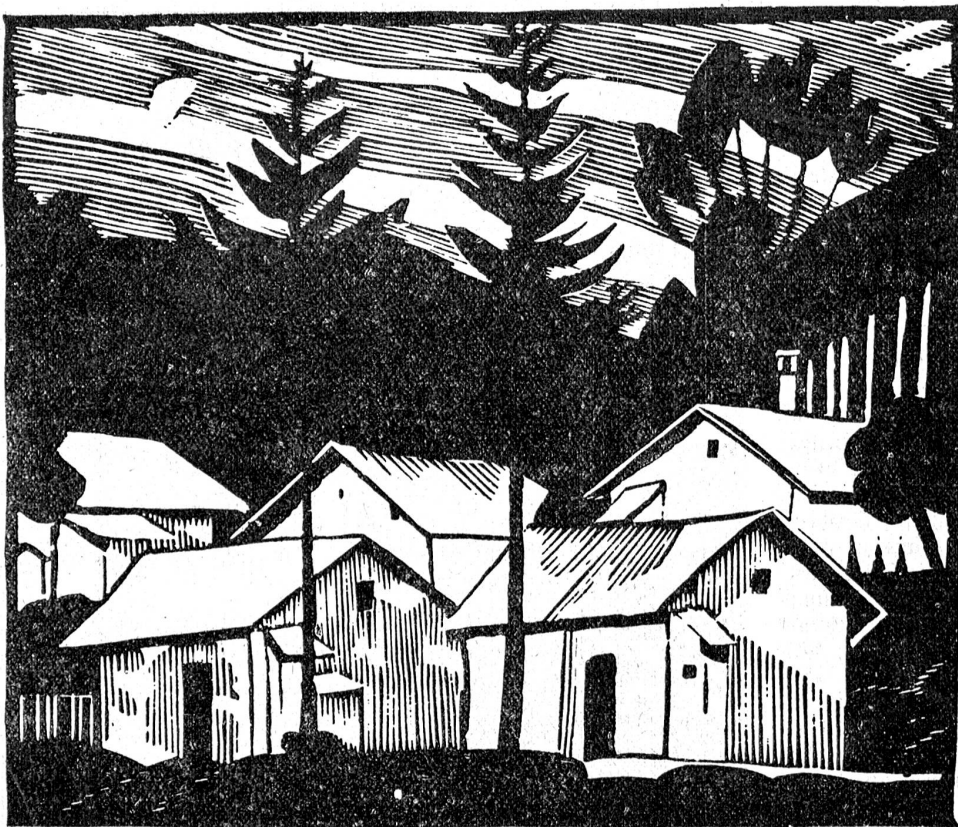
Er wartete keine Antwort ab, sondern nahm ihr fest und ruhig den einen Koffer aus der Hand.

Sie sah ihn an. Sie wollte fragen, wie er dazu komme.

Aber sie war so überrascht, daß sie vorerst nicht sprechen konnte.

Nur selten war es vorgekommen, daß sie von Männern auf ihren Reisen belästigt worden war. Sie ging so selbstverständlich ihres Weges, so ohne Rechts- und Linksbliden; mancher hatte sie wohl flüchtig angesehen; aber ihr ganzes Wesen atmete so viel gleichgültige Ablehnung, daß keiner Lust verspürte, sich ihr zu nähern.

So überraschte sie das Benehmen Ederts um so mehr.



Gottfried Christen, Bern: Vorstadt (Holzschnitt).
(Klischee aus „O mein Heimatland“, Verlag Dr. G. Braun, Bern.)

„Wie kommen Sie dazu, mein Herr,“ fragte sie endlich, „sich mir freundlich zu erweisen?“

Als er ihre Stimme hörte, ging es wie ein befriedigtes Lächeln über sein Gesicht.

„Ich hoffe, Ihnen das noch näher zu erklären,“ erwiderte er, „vorläufig lassen Sie mich Ihnen nur sagen, daß Sie mir keine Unbekannte sind. Ja, ich kenne Sie — daher nehme ich das Recht, Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich nehme an, Sie speisen im Gasthaus zur „Krone“, wie ich auch. Wir haben also denselben Weg.“

„In der Tat!“ stammelte sie.

Sie war verwirrt, erschreckt durch die sichere Art des Mannes; und doch empfand sie es nach all den bitteren Enttäuschungen dieses Morgens wie eine wohlthuende Entschädigung, daß ein Mensch wenigstens freundlich zu ihr sprach und ihr sogar Ritterdienste erwies.

„Es ist keine Kleinigkeit für eine Dame, diese Koffer zu schleppen,“ sagte er.

Eine Dame! Sie lächelte bitter. Ja, einmal war sie das wohl gewesen.

„O, sie sind nicht allzuschwer, ich bin daran gewöhnt!“

„Reisen sie schon lange?“

„Zwei Jahre.“

Er bedauerte, daß sie nicht mehr sprach. Ihre Stimme klang weich und voll. Gerade so und nicht anders hatte er ihre Stimme erwartet.

Er schritt neben ihr her und trug ihren Koffer, ohne die erstaunten Blicke der ihm Begegnenden zu beachten. Mechanisch griff er an den Hut, wenn ein Bekannter vorbeiging. Aber er sah die Leute nicht. Er beschleunigte unwillkürlich seinen Schritt, um möglichst bald mit ihr im Gasthaus anzukommen.

Sie hatte Mühe, ihm zu folgen; ihre Füße waren in den von Feuchtigkeit starrenden Schuhen wie Blei so schwer. Das Atmen machte ihr Mühe. Sie war viel herumgelaufen; sie hatte so viel gelitten.

Endlich langte man im Gasthaus an. Die Reiterin tat sehr kühl erstaunt, als sie ihren täglichen Gast, Herrn Emanuel Edert, in Begleitung dieses armselig aussehenden Frauenzimmers daherkommen sah. Und als er erst gar mit ihr am gleichen Tisch Platz nahm und für zwei Personen das Essen bestellte, wurde ihre Miene ganz hoheitsvoll zurückhaltend.

Edert sah es nicht. Er hatte mit ruhiger Bestimmtheit erklärt:

„Sie gestatten doch, daß ich Sie für heute mein Gast sein lasse?“

Es quoll etwas in Luise's Herzen auf. Groß, verletzter Stolz. Hatte er Mitleid mit ihr, wollte er ihr ein Almosen geben?

Sie blinnte auf.

„Nein, ich bitte — das kann ich nicht annehmen.“

Doch als sie in seine Augen sah, verstummte sie. Sie war niemals einem Männerbild so voller Herzenswärme begegnet. Er legte seine schmale Hand auf die ihre und sagte:

„O, Sie machen mir doch die Freude?“

So speisten sie zusammen.

Sie führten dabei ein merkwürdig unperjönliches Gespräch. Er fragte zuerst ein wenig nach ihren Reisen; aber sie antwortete zögernd und sichtlich ungerne. So sprachen sie von Fernliegendem.

Und erst nach einer ganzen Weile fragte er unvermittelt:

„Wo werden Sie morgen sein?“

Sie zuckte ein wenig zusammen.

„In meiner Wohnung in K.“

„Morgen ist Weihnachten!“ sagte er leise.

Sie nickte: „Ich habe schon viel daran gedacht!“

„Mit wem werden Sie das Fest verleben?“

„Allein.“

Darauf blieb es eine Weile still zwischen ihnen.

Aber in dieser Stille hatte Luise Hiller ein merkwürdiges Gefühl; es war ihr, als würde sie von Licht und Wärme auf einmal ganz eingehüllt. Woher kam das? Sie blinnte auf. Und da sah sie, woher das kam; aus den Augen des Mannes, den sie heute zum erstenmal sah, und der sich ihr genähert hatte wie ein Bruder. Ja, wie ein Bruder; so wollte sie das auffassen. Dann konnte sie ihm vertrauen.

(Schluß folgt.)

Die Holzschnittkunst.

Keine Technik führt uns das Wesentliche der darstellenden Kunst so berechtigt vor Augen wie die Holzschnitttechnik; sie führt uns sozusagen zur Quelle der Zeichenkunst hin. Der darstellende Künstler hat es mit der Welt des Sichtbaren zu tun. Seine Urelemente sind das Licht und dessen negative Seite, der Schatten. Einzig diese beiden Elemente stehen dem Schwarzweißtechniker zur Verfügung. Während aber der jüngere Bruder des Holzschnitzers, der Kupferstecher, den feinsten und feinsten Erscheinungen der Licht- und Schattenwelt nachgeht, sieht sich jener auf die primitiven,